

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2011**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Redaktion: Kerstin Nußhart

BILDQUELLEN: Walter Hettche: 116 f.; Monacensia: 122 f.
Selma Urfer: 132; 136

Weiter Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

Juli 2011
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2011 Freunde der Monacensia e. V., München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-171-9

Hiltrud Häntzschel

»Ein Stückchen dem Chaos abgerungener Schöpfung«

Grete Weil und Margarete Susman 1947 im »Gespräch«

Die Münchner Schriftstellerin Grete Weil hat nach der Emigration nach Amsterdam die Verfolgung im Versteck überlebt, während ihr Mann Edgar Weil in Mauthausen ermordet wurde. Trotz scharfer Missbilligung jüdischer und nichtjüdischer Freunde ist sie 1947 nach Deutschland zurückgekehrt. Warum? Diese Frage wurde ihr seither immer wieder und hat sie sich selbst gestellt und vorrangig mit der Heimkehr in die deutsche Sprache beantwortet. Die Begegnung mit Margarete Susman, die Lektüre ihres *Hiob*-Buches und ein erst in den 1990er Jahren wieder aufgefundener ausführlicher Brief Grete Weils an Margarete Susman begründen ihren Schritt neu und auf überraschend andere Weise.

1. Skandalon der Zeugenschaft?

Die 1906 in Rottach-Egern geborene Grete Dispeker war 1936 ihrem Mann, dem Münchner Dramaturgen Edgar Weil, ins Exil nach Holland gefolgt. 1941 wurde Edgar Weil bei einer Razzia in Amsterdam von der Gestapo verhaftet, nach Mauthausen abtransportiert und dort grausam umgebracht. Ihr Überlebenswille wurde einzig noch durch den Wunsch, die Mutter zu retten, aufrechterhalten. Sie konnte bis zum Kriegsende in Holland versteckt überleben. 1947 kehrte sie nach Deutschland – ins »Land meiner Mörder [...] Land meiner Sprache«¹ – zurück und heiratete später ihren und Edgar Weils gemeinsamen Freund, den Regisseur Walter Jokisch.

Der Ruhm der Schriftstellerin Grete Weil kam spät. Erstmals öffentliches Aufsehen erregte sie mit dem Roman *Meine Schwester Antigone* (1980) und dem darin entfalteten Geflecht von Verfolgung, Mit-

¹ Grete Weil: *Der Brautpreis*. Roman. Zürich/Frauenfeld 1988, S. 135.

schuld, Widerstand und dem Versagen der Sprache angesichts eines vom ›Morbus Ausschwitz‹ gezeichneten Überlebens. 1988 stand sie mit dem Erscheinen des Romans *Der Brautpreis* und dessen weithin sichtbarer Ehrung durch den Geschwister-Scholl-Preis in München auf dem Höhepunkt ihrer Karriere. Nach 40 Jahren war sie aus dem Abseits der literarischen Szene ins Zentrum gerückt. Da war die Autorin 82 Jahre alt. Die Nichtachtung, ja der Widerstand gegen ihr Werk, das seit 1949 zögernd an die Öffentlichkeit gedrungen war, hatten nachhaltig gewirkt: Nur in kleinen Auflagen erschienen, verschwanden die Titel rasch wieder, es gab kaum Resonanz in den Feuilletons, schon gar nicht in den wissenschaftlichen Diskursen über den Holocaust. Dabei war Grete Weil eine der wenigen Flüchtlinge und Emigrantinnen, die nach der Katastrophe der Schoah sofort nach Deutschland zurückgekehrt waren. Gerade sie hätte befragt werden können. Lag eben darin der Grund für ihr absichtsvolles Übersehenwerden? Das Skandalon der Zeugenschaft?

2. Warum bin ich nach Deutschland zurückgekehrt?

Erst in den 1980er Jahren rückt die Dichterin ins öffentliche Bewusstsein. Mit *Meine Schwester Antigone* identifiziert sich eine neue Generation von Leserinnen und Lesern. Gleichzeitig mit der öffentlichen Beachtung und Wertschätzung und je mehr die nun erwachsenen Nachkriegskinder von den Verbrechen erfahren, taucht immer häufiger und dringlicher die Frage auf, und die Autorin stellt sie sich selbst: Warum sind Sie – warum bin ich – 1947 nach Deutschland zurückgekehrt? Schon hinter der Frage steht ein gewaltiger Rechtfertigungsdruck, erst recht hinter der Begründung für diese für ihre Freunde schon damals unverständliche, ja nachgerade anstößige Entscheidung:

»1947 ging ich nach Deutschland zurück«, berichtet sie in Marielouise Janssen-Jurreits Sammlung von Stellungnahmen deutscher Intellektueller zur Frage *Lieben Sie Deutschland?* von 1985. »Warum? werde ich immer wieder gefragt, warum überhaupt, warum so bald? Warum fort aus Holland dem Beschützenden, dessen Bewohner, seit dem hundertjährigen Krieg geübte Streiter für ihre Freiheit, noch heute, 1984, so viel bessere Demokraten als die Deutschen sind?«²

² Grete Weil-Jokisch: *Vielleicht, irgendwie ...* In: Marielouise Janssen-Jurreit (Hg.): *Lieben Sie Deutschland? Gefühle zur Lage der Nation*. München 1985,

Sie erkannte rasch – und das ist der eine Grund – »daß ich unter Menschen, die nichts mitgemacht hatten, nicht leben konnte. [...] Die Deutschen hingegen wussten. Daß sie nicht wissen wollten, wurde mir erst sehr viel später klar. Vielleicht wäre ich nicht gekommen, wenn ich damals geahnt hätte, daß es dreißig Jahre dauern würde, bis eine neue Generation, der man alles verheimlicht hatte, anfang, ungestüm die Wahrheit zu erforschen.

Deutschland war kaputt wie ich selbst. Wir paßten gut zusammen. Wollte ich ein Bild für mich gebrauchen, sagte ich, daß ich in tausend Stücke zersprungen und stümperhaft wieder zusammengeleimt sei. Die Ruinen waren ein Spiegel.«³ Vor allem ist es die deutsche Sprache, zu der sie sich als ihre Heimat bekennt, die einzige, in der sie schreiben will und schreiben kann.

Mit dem Roman *Der Brautpreis* nähert sich Grete Weil dem Thema der Rückkehr ins Täterland und damit ihrem Verhältnis zum Jüdischen in immer engeren Kreisen. Zwei Frauen erzählen ihre Lebensgeschichte: »Michal, Tochter von König Saul, zweimal Frau von König David und eine seiner Witwen«⁴ die eine – Grete, die alternde Dichterin, »die Spätgeborene, die Überlebende, die nicht vergessen hat, nicht vergessen kann und nicht vergessen will« (163), die andere. Zwei alt gewordene Frauen, zwei Jüdinnen, die sich Rechenschaft ablegen über ihr Leben, die spät noch einmal sich ihrer Identität zu versichern suchen. Und dazu gehört für Grete Weil erneut die Frage, »warum ich nach Deutschland zurückging. Es ist mein Land, in dem meine Sprache gesprochen wird. Es bleibt mein Land, ob ich es mag oder nicht. (Und sehr oft mag ich es nicht.) Ich bin eine Deutsche, nun schön: eine deutsche Jüdin.« (165) Die Zugehörigkeit zur deutschen Sprache genügt nicht mehr zur Begründung. Mit der Beschäftigung mit Michal, mit den jüdischen Wurzeln, mit der eigenen Geschichte, ist nun für Grete Weil die Frage nach der jüdischen Identität dringlicher geworden. Sie zu beantworten, fällt ihr schwer. Weder fühlt sie eine wirkliche Zugehörigkeit zum Staat Israel (»Ich gehöre dazu, gehöre nicht dazu«, 221), noch gibt es für sie eine Bindung an die jüdische Religion. »Übrig bleibt, dass ich als Jüdin erfahren habe, was Leiden bedeutet.« (167) Das Gemeinsame von Michal und ihr, Grete: »Sie und ich, verbunden

S. 54–60, hier S. 55.

³ Weil-Jokisch: *Vielleicht, irgendwie* (wie Anm. 2), S. 56.

⁴ Weil: *Brautpreis* (1988), S. 13.

durch die Zugehörigkeit zu einem Volk, das gar kein Volk ist, aber immer eines hat sein wollen: zwei jüdische Frauen.« (169)

Noch einmal, 1989, spricht die Fotografin Herlinde Koelbl anlässlich ihres Bandes *Jüdische Porträts* mit Grete Weil über beide Themen, über die frühe und fraglose Rückkehr nach Deutschland und über ihre Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zum Judentum:

»HK: Warum sind Sie schon 1947 wieder nach Deutschland zurückgekommen?

GW: Weil ich nie das Gefühl verloren hatte, daß hier mein Zuhause ist. In diesem Sinne hat Hitler mich nicht zu seiner Schülerin gemacht – daß ich auch noch selbst das Gefühl bekommen hätte, ich würde nicht hierhergehören. [...]

HK: Und das Religiöse?

GW: Dazu hatte und habe ich überhaupt keine Beziehung. Weder zur jüdischen Religion noch zu irgendeiner anderen. [...] Ich meine, daß zur jüdischen Identität doch in erster Linie Gottesglauben gehört – den ich nicht habe – und als zweites eine Liebe zu Israel und ein gewisses Eigentumsgefühl gegenüber diesem Land. Und das – das habe ich auch nicht.« Und noch einmal: »Eigentlich habe ich erst in der Arbeit für mein letztes Buch [*Der Brautpreis*] richtig angefangen, mich für Jüdisches zu interessieren.«⁵

3. »Ich kämpfe, ich ringe um den Zionismus«

Ihre Erinnerung trägt sie ein wenig. Liest man die Tagebücher ihrer Jugendjahre, erfährt man von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Jüdischsein. Sie belegen zunächst einmal, welch ungewöhnlich nachdenkliches, intensiv lesendes und Musik erlebendes Mädchen Grete Dispeker mit 16 Jahren war. Seitenlang reflektiert sie über ihre Lektüre: über Dostojewski, über Goethes *Faust*, über Georg Büchner zum Beispiel. Das Erlebnis einer Aufführung von Bachs Matthäus-Passion am 9. April 1922 offenbart ihr die Tragödie der Juden: »Wie entsetzlich: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Ja, ja es ist gekommen, tausendfach, myriadenfach ist Christus gerächt. Ich glaube, daß das Volk der schuldige Teil war, nicht oder doch nur gering Pontius Pilatus. Doch Christus ist gerächt, ja es ist zu viel Blut geflossen um diesen einen.

Was hat mein armes Volk gelitten, alles um ihn, der ein Schwär-

⁵ Herlinde Koelbl: *Jüdische Porträts*. Frankfurt/Main: S. Fischer 1989, S. 256.

mer aus seiner Mitte war. Heute weiß ich es, nie wird Friede sein, solange diese Gestalt unheilverkündend zwischen uns steht, zwischen Jude und Christ, die Gestalt, die drohend am Kreuze hängt, nicht die Menschen erlösend, sie in Tod und Kampf stürzend. Heute weiß ich es auch, daß wir Juden bleiben müssen auch der Religion nach, denn sie sind unsere schlimmsten Feinde. So lang es diese Religionen gibt, werden wir es hören müssen. Kreuzigt ihn! Und darauf: Kreuzigt sie. Neue Menschen müssen kommen, neue Menschen. Christus, Jünger des Christus, die voll von Liebe und Milde sind, die nach Reinheit streben. Ist dieser Tag gekommen, dann dürfen wir, das auserwählte, ausgestoßene Volk die Menschheit Brüder und uns Christen nennen.«⁶ Diese Tagebücher der Jahre 1922/1923 offenbaren ein intensives Ringen des jungen Mädchens um den Zionismus, einen Kampf, den sie in ihrer Umgebung, in der Familie und unter ihren Freunden geheim halten muss. Am 25. Februar 1922 notiert sie:

»Ich kämpfe, ich ringe um den Zionismus. O hätte ich Klarheit, hätte ich ein Ziel!« Zwei Wochen später ist die Entscheidung gefallen: »Mit dem Zionismus bin ich vollständig im Klaren. Mit ganzer Seele gehöre ich ihm.« (10. März 1922) Wenig später: »Wieder und wieder muß ich wild um den Zionismus streiten. Stets neue Bedenken steigen auf; und ich brauche viel Kraft um Sieger sein zu können. Doch bis jetzt ist es immer gelungen und ich muß auch weiterhin Herr bleiben. Ich unterschätze die Riesenaufgabe keineswegs, ich weiß, dass sie ganze Hingabe braucht, ja, daß sie vielleicht mein Leben fordert.« (26. März 1922)

Gewiss, diese Beichten gehören ins Reich pubertärer Sinnsuche, und ein Jahr später distanziert sie sich vom Zionismus, tritt aus der zionistischen Jugendgruppe *Kameraden* aus. Aber die Tagebuchnotate belegen doch mehr als Grete Weil später erinnert, dass sie so völlig fern von jüdischen Einflüssen doch nicht aufgewachsen war.

4. Ein überraschender Fund

In den frühen 1990er Jahren lernte ich Grete Weil kennen. Ich arbeitete zur Wissenschaftsgeschichte von Frauen und recherchierte zu den ersten Studentinnengenerationen der Münchner Universität. Zu ihnen gehörte Grete Dispeker Anfang der 1930er-Jahre, und zu den

⁶ Nachlass Grete Weil, Monacensia, Literaturarchiv und Bibliothek, Kassette Tagebücher.

allerersten, nur erst als Gasthörerinnen zugelassenen, gehörte Margarete Susman (1872 bis 1966). Grete Weil schreibt zu dieser Zeit an ihrer Autobiografie, das heißt für sie, noch einmal zu den Anfängen zurückkehren, sich den Erinnerungen stellen, sich den mörderischen Erfahrungen ausliefern, Lebensentscheidungen begründen, verstehen und akzeptieren. Als ich mich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach durch den Nachlass Margarete Susmans auf der Suche nach Spuren ihrer Münchner Zeit als Gasthörerin an der Universität arbeite, stoße ich auf etwas ganz anderes: auf einen Brief von Grete Weil an Margarete Susman vom 1. August 1947 aus Amsterdam. Jemand hat auf diesen eng maschinengeschriebenen, fast drei Seiten langen Brief von Hand »wichtig!« notiert. Und schon nach wenigen Zeilen wird mir die außerordentliche Bedeutung dieses biografischen Zeugnisses bewusst. Ich erzähle Grete Weil von meinem Fund, lasse ihr eine Kopie des Briefes zukommen. Dass sie ihn einst geschrieben und was sie darin über die Klärung ihrer eigenen Entscheidung mitgeteilt hatte, war ihr ganz aus dem Gedächtnis entfallen. Und er traf nun – 1994 – mitten hinein in ihre Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte.

5. Nachkriegszeit, Sommer 1947

Grete Weil ist unterwegs auf der ersten Erkundungsreise in Deutschland und in der Schweiz. Seit Kriegsende, erst recht, seit sie sicher weiß, dass Walter Jokisch heil aus dem Krieg zurückgekehrt ist, dass es also einen Anker für sie gibt, will sie nichts anderes mehr als zurückkehren nach Deutschland. Äußere, aber vor allem innere, seelische Hindernisse stehen dem Entschluss noch im Wege, Ratlosigkeit – und die scharfe Kritik der holländischen Freunde und Schicksalsgenossen, zum Beispiel des Freundes aus Münchner Jugendjahren Klaus Mann, an ihrer Absicht: »Er redete einmal eine ganze Nacht auf mich ein, daß ich nicht nach Deutschland zurückgehen dürfe [...] er war von einem unglaublichen Haß auf Deutschland besessen und fand alles dort entsetzlich und verabscheuenswert.«⁷ Walter Jokisch gegenüber begründete sie bereits am 17. November 1945 ihren Wunsch:

»Und da es letzten Endes auch mein einziger Wunsch ist, wird es eines Tages

⁷ Grete Weil-Jokisch über Klaus Mann, in: *Klaus Mann zum 75. Geburtstag*. Europäische Ideen 1981, Heft 52, S. 8.

geschehen. Wann? Das ist schwer zu sagen, denn ich muß mit einigen Dingen noch weiter sein, als ich jetzt bin. [...] aber, Walter, der Wunsch zurückzugehen, war schon sehr, sehr stark zu einer Zeit, in der ich noch fürchten musste, dass du nicht mehr lebst. Es gibt viele Gründe dafür. Einmal sehe ich nirgends anders Möglichkeiten um voll zu arbeiten, dann ist das Problem des deutschen Volkes, dasjenige, das mich am stärksten bewegt, auch wenn es vielleicht auch nicht ausschließlich dem deutschen Volke zuliebe ist, so doch der Welt zuliebe, die nicht gesund werden kann, solange Deutschland krank ist. (Ach, kann sie gesund werden?) Und außerdem zieht es mich viel mehr dahin wo es Menschen schlecht geht. Ich weiß so sicher, dass ich bei den so ahnungslosen Menschen in Amerika, die zu ihrem Glück nicht wissen, was Hölle ist, nicht atmen könnte.«⁸

Im Juli 1947 besucht sie in Zürich durch Vermittlung eines Freundes Margarete Susman.

6. Die Begegnung

Zwei zutiefst Verstörte begegnen sich in diesem Gespräch. Die literarische Produktivität der einen – sie ist fast doppelt so alt wie ihre junge Besucherin – geht allmählich ihrem Ausklang entgegen, die der anderen hat noch kaum beginnen können. Beide sind in Familien hineingeboren, die sich von ihrer jüdischen Glaubenszugehörigkeit distanziert hatten, und beide wurden vom jüdischen Schicksal »mit seiner ganzen Wucht getroffen«⁹, sie sind nun dem Todesurteil entkommene Überlebende. Margarete Susman, die Lyrikerin und Philosophin, Essayistin, Mitarbeiterin an der *Frankfurter Zeitung* mit gewichtiger Stimme in der Weimarer Republik, war befreundet mit Georg Simmel und Ernst Bloch, sie hatte 1919 dessen Buch *Geist der Utopie* rezensiert und gewürdigt, 1922 Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung*, sie hatte 1929 in einem Essay als eine der ersten auf den unvergleichlichen Rang Franz Kafkas hingewiesen. 1933 verlor sie in Deutschland jede Arbeitsmöglichkeit und emigrierte in die Schweiz, freilich nicht eigentlich ins Exil, denn in Zürich hatte sie schon den größeren Teil ihrer Kindheit verbracht. Ihre Schwester in Deutschland hatte die Flucht zu lange hinausgeschoben; als sie endlich mit einer Gruppe von Freunden in die Schweiz aufbrach und die Gruppe verhängnisvoller Weise an der

⁸ Nachlass Grete Weil, Monacensia, Literaturarchiv und Bibliothek, GW B 96.

⁹ Brief Grete Weils an Margarete Susman, Teilabdruck in Grete Weil: *Leb ich denn, wenn andere leben*. Zürich Frauenfeld 1998, S. 251-255, hier S. 255

Grenze festgenommen wurde, nahm sie sich das Leben; Gertrud Kantorowicz, Margarete Susmans engste Freundin seit den Studienjahren, die mit Susmans Schwester auf der Flucht war, wurde nach Theresienstadt deportiert und ist dort im April 1945, nach der Befreiung des Lagers, vor Hunger und Erschöpfung gestorben.¹⁰

Warum überleben – wie und wozu weiterleben? Auch Margarete Susmans Schreiben kreist fortan um diese Fragen. Sie findet die Antwort im Ursprungsgeheimnis des jüdischen Volkes, präfiguriert in der Gestalt und im Schicksal Hiobs. 1946 erscheint in Zürich ihre große Studie *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*, die ich hier mit den Augen Grete Weils noch einmal einer Lektüre zu unterziehen versuche, hat Grete Weil doch in diesem Buch das Kernargument für ihre Begründung der Rückkehr ins Täterland gefunden.

7. *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*

Susmans Arbeit an der Hiobgestalt reicht weit zurück. Schon der Kafka-Aufsatz von 1929, *Das Hiob-Problem bei Kafka*, suchte die Parallele zu dessen Geschick. Was Hiob unter den Freunden und den Menschen seiner Zeit mit seinem Gott erlebte, das erlebt – so die Analogie Susmans – das jüdische Volk unter den Völkern der Welt: »Das Schicksal des jüdischen Volkes zeichnet sich rein im Lebenslauf Hiobs ab« (51), in dessen glanzvollem und unter Gottes Segen stehendem Anfang, im satanischen, aber mit Billigung dieses Gottes ausgeführten Zerstörungswerk an seinem Hab und Gut, an seinen Liebsten und Nächsten, in Krankheit, Schmutz, Entwürdigung und Verachtung der Menschen, dem Zwang, so dicht am Tod weiterleben zu müssen und schließlich in der »furchtbaren Einsicht in die Vergeblichkeit persönlicher Unschuld.«¹¹ Das ist der Unterschied zwischen den gewöhnlichen Menschen und Hiob: »Der in seinem eigenen Leben Schuldige erfährt Gottes Züchtigung als Strafe für seine Schuld; so kann er sie verstehen und büßen. Und damit erfährt er sie in der lebendigen und verständlichen Beziehung zu Gott. Der persönlich Schuldlose erfährt die Züchtigung für eine Schuld, die er nicht begangen hat. Eine Schuld aber, die ich nicht begangen habe, kann ich auch nicht büßen. So erfährt

¹⁰ Vgl. Margarete Susman: *Ich habe viele Leben gelebt. Erinnerungen*. Stuttgart 1964, S. 155 f.

¹¹ Margarete Susman: *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*. 2. Aufl. Zürich 1948, S. 40.

gerade der Schuldlose [Hiob] seine Schuld als eine ganz und gar heillose, unsühnbare und damit unvergebbare, außerhalb der lebendigen Beziehung zu Gott. Damit ist das Geflecht von Schuld und Schicksal satanisch verwirrt.« (41)

Das alttestamentliche *Buch Hiob* verhandelt auf verstörende Weise, was das jüdische Volk seit der Vertreibung ins Exil umtreibt, das Verstehensollen seiner schuldlosen Schuld und die Rechtfertigung Gottes, das Problem also der Theodizee.

Anders als alle anderen Völker lebt das jüdische, so Susman, seit dem ersten Exil ohne sichtbare Gestalt, jenseits von Raum, Nation und Staat, »ohne alle Grundlagen volkhaften Daseins« (81), heimatlos inmitten der anderen Völker, die in ihm keinen erkennbaren Gegner ihresgleichen, keinen »satisfaktionsfähigen« Feind vor sich haben; es lebt einzig der Verheißung auf die Zukunft. »Vom Verlust der Heimat an ist nichts mehr im Leben des jüdischen Volkes selbstverständlich, weil das Geschehen, das zu leben und zu begreifen dem Volk von nun an als seine Geschichte auferlegt ist, wie das Schicksal Hiobs von außen nicht begreifbar ist. Darum ist von nun an nichts mehr in der Beziehung der Mitmenschen zu ihm selbstverständlich. [...] Was von der Völkerwelt aus als ein wirrer, unauflöslicher Knäuel von Haß, Verachtung und beide tausendfältig wiedererzeugender Verleumdung sich dem jüdischen Volk entgegenwälzt, ist ein unterirdisch kriechendes Gewürm, ist, wo eine gigantische Propaganda sich seiner bemächtigt, ein fortwucherndes Riesengeschlinge von Würmern, mit dem jeder offene Kampf unmöglich, ja mit der er unsinnig ist.« (65) Das Paria-Los, die Verachtung durch die Welt, in der das jüdische Volk verstreut lebt ohne ein »Zuhause« (72), hat seine Wirkung getan, hat die Selbstachtung beschädigt bis hin zum Selbsthass, »jeder jüdische Mensch« ist »gezeichnet durch die Wirklichkeit der Verstoßung«. (52) Susman vergleicht die Wirkung der Jahrhunderte langen Ausgrenzung aus der Völkergemeinschaft und Ächtung mit Hiobs hässlicher Hautkrankheit, die ihn (wie das jüdische Volk) entstellt, und die wiederum dazu führt, dass man den Blick von ihm abwendet und es ausgegrenzt.

Die beiden Möglichkeiten für das jüdische Volk, diesem Paria-Dasein zu entgehen, beurteilt Susman weitgehend als gescheitert, nicht für den Einzelnen, aber für das jüdische Volk, denn beide widersprechen seinem Ursprungssinn, seiner mit Gott eingegangenen Verpflichtung und geben es selbst auf. Die eine Möglichkeit war die Aufklärung und

mit ihr die Assimilation, der Wunsch der Juden, im Umgebungsfolk, im europäischen Bürgertum aufzugehen, »der vermessene Traum, Menschen wie andere Menschen zu sein«, und er endete »in der vollkommenen Auflösung der jüdischen Wirklichkeit und des jüdischen Menschen selbst.« (76)

Der anderen Möglichkeit, dem Zionismus, gewinnt die Autorin große Bewunderung ab: dem endlich aufrechten Gang des Jahrhunderte lang gebeugten und gebrochenen jüdischen Volkes, der großartigen Leistung der Fruchtbarmachung des heiligen Landes und vor allem dem »unbegreiflichen Wunder der Wiedergewinnung und Neubelebung der seit Jahrtausenden gestorbenen, nur noch im Kult fortlebenden Sprache als tägliche Umgangssprache des Volkes.« (137) Mit der Absicht, zu werden wie die anderen Völker, ein Nationalstaat unter Nationalstaaten, scheint eine äußere Rettung des bedrängten Volkes gewährleistet, oder zumindest näher gerückt, aber sie entfernt, so Susman, das jüdische Volk im religiösen Verständnis weit von seinem vorbestimmten Schicksal. Diesem kann es nicht entfliehen, auch Zion ist noch ›Galuth, Exil.

Seit der ersten Beschäftigung Susmans mit dem Hiobstoff freilich »sind in dieser Welt Dinge geschehen, die völlig aus dem Umkreis des Menschlichen herausfallen, für die das Wort Verbrechen ein weitaus zu menschliches Wort ist, die in Dimensionen führen, auf die keine unserer Bezeichnungen zutrifft.« (49) *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*, lange vor dem Holocaust in Angriff genommen, läuft nun ganz auf diese Katastrophe zu. Eine »Erscheinung des Ur-Bösen« nennt sie Susman in ihrer Autobiografie *Ich habe viele Leben gelebt*. (131) Welch ungeheure Herausforderung an die Opfer, dient Susman nun das Schicksal Hiobs doch zu nichts Geringerem als zu einer Theodizee aus dem Ereignis der Schoah. Gabrielle Oberhänsli-Widmer sieht in ihrer Studie *Hiob in jüdischer Antike und Moderne* in Susmans Interpretation »eine erste jüdische Holocaust-Theologie überhaupt, verfasst indes von einer an sich säkularen Jüdin, während die Stellungnahmen von Rabbinern noch jahrzehntelang auf sich warten lassen.«¹² (In der Folge dient Hiobs Schicksal, zumal in der Lyrik von Nelly Sachs, Yvan Goll und Karl Wolfskehl, immer wieder zur Deutung von Auschwitz.)

¹² Gabrielle Oberhänsli-Widmer: *Hiob in jüdischer Antike und Moderne. Die Wirkungsgeschichte Hiobs in der jüdischen Literatur*. Neukirchen-Vluyn 2003, S. 233.

In ihrer archaisch anmutenden, hochtönenden Diktion zeigt Susman die Parallele zwischen Hiobs Prüfung und Treue und der des jüdischen Volkes heute: »Und dies ist ja die Wahrheit, die Haltung Hiobs, die von den Freunden nicht verstanden wird: indem er Gott unterhalb alles Fragens und Wissens die Treue wahrt, hat er Satan in das Schmerzensgeheimnis seines Lebens mit aufgenommen, ihn an sein Herz gedrückt und als Kind Gottes bejaht. Satan unter den Kindern Gottes, das ist das letzte, äußerste Geheimnis des Hiobbuches; es ist das letzte Geheimnis auch des jüdischen Volkes, das seine Lebenskraft aus seinen Zerstörungen selbst empfängt.« (199)

Die Parallele, die Susman zwischen dem Schicksal Hiobs und dem des jüdischen Volkes zieht, endet *vor* der großen Wende in Hiobs Leben, vor dem Segen, den Gott nun Hiob erneut spendet und all seinen materiellen Gaben, dem schier unfasslichen Geschenk neuer Töchter und Söhne. Hiobs Glück im Epilog des Hiob-Buches findet bei Susman keine Erwähnung. Ihre Interpretation ist – wer könnte 1946 anderes erwarten – zutiefst pessimistisch und in ihrer Schlussfolgerung radikal, eine Zumutung für jeden, der mit der Erfahrung, zur Vernichtung bestimmt gewesen zu sein und dem Verlust seiner Familien weiterleben muss: »Und damit dämmert an den äußersten Grenzen alles Fragens die Frage auf, die als letzte des Hiobschicksals auch die letzte des jüdischen Schicksals ist: Ist dann nicht Satan selbst, indem er Hiob im Kern des Lebens angegriffen und so seine Verwandlung aus dem innersten Kern bewirkt hat, der, der ihm die Möglichkeit eines neuen Lebens geschenkt hat?« (194)

Das letzte Kapitel ist »Hoffnung« überschrieben; es mündet am Ende in genau jene Fragen, mit denen Grete Weil »noch weiter«¹³ sein muss, als sie im Augenblick ist: »Wie soll das jüdische Volk zu dem Volk, das die Vernichtung des europäischen Judentums unternommen und sie nur durch seine Niederlage, also einen Eingriff von außen, nicht bis zum letzten jüdischen Menschen durchgeführt hat, das sich mit sechs Millionen bestialisch hingemordeter wehrloser Opfer begnügen mußte – wie soll, wie kann, wie darf der jüdische Mensch zu den Menschen dieses Volkes aus reiner Verantwortung für den Frieden, und das heißt: aus innerster Not und Bedrängnis des Gewissens sich stellen?« (206) Zunächst muss sie konstatieren, dass es nicht zufäl-

¹³ Nachlass (wie Anm. 8).

lig die Deutschen waren, die dieses Ungeheuerliche vollbracht haben, und sogleich stellt sie die zynisch anmutende, kaum erträgliche und ihr doch notwendige Frage, ob nicht »wir, die deutschen Juden, an diesem Geist, diesem Wesen teil« hatten, »in diesem Lande mitgelebt, seine Schicksale mitgetragen, seine Gedanken mitgedacht« haben. Wie mit diesem Abgrund leben? »Gericht und Vergebung« als mögliche Haltungen scheiden aus, eine »unauslöschliche Trauer« (208) bleibt, Vergessen darf es nie geben. An diesem tiefsten Punkt der Verzweiflung und der Ratlosigkeit bringt Susman die Liebe ins Spiel und mit ihr eine winzige Möglichkeit der Versöhnung, zumindest der tastenden Annäherung, dort, »wo die Mächte des Chaos enden« (212). Und dann folgt der Satz, der Grete Weil elektrisiert hat, als wäre sie persönlich gemeint, in dem sie schlagartig formuliert fand, was ihr bislang nur diffus bewusst war, der Satz, der ihr die Gewissheit darüber gibt, wie sie sich zu entscheiden hat: »Jede wahrhaftige Verbindung zwischen einem Juden und einem Menschen eines anderen Volkes ist nach dem gewaltsamen Abrechnen des gemeinsamen Grundes, den die Welt mit ihren stärksten Kräften weiter abzubrechen bemüht ist, ein Stück dem Chaos abgerungene Schöpfung, ein leises Aufdämmern des messianischen Reiches selbst.« (212)

8. Der Brief

Nach ihrer Rückkehr von der Reise nach Deutschland und der Schweiz und nach der gründlichen Lektüre des *Hiob*-Buches schreibt Grete Weil an Margarete Susman jenen denkwürdigen Dankesbrief, in dem sie ihre Rückkehr nach Deutschland und die Hoffnungen auf einen gemeinsamen Neuanfang nun begründen und rechtfertigen kann. Bis in die Diktion hinein verrät er den tiefen Eindruck, den die Person Susmans und ihre gedankliche Einlassung in das unbegreifliche Rätsel des Geschehenen auf die Jüngere gemacht hat. Vier Voraussetzungen für eine Rückkehr kristallisieren sich ihr aus Susmans Buch heraus: Ihr Weltbürgertum, ihr Jüdischsein, ihr Bewusstsein von der eigenen Mitschuld durch das Weggehen und Deutschseinwollen, als sich die Katastrophe schon abzeichnete, und schließlich die wichtigste, das Wunder – die Liebe zwischen der Jüdin und dem Deutschen. Von dem Wunsch nach Rückkehr in die deutsche Sprache ist noch gar nicht die Rede.

Amsterdam, am 1. August 1947

Sehr verehrte, liebe gnädige Frau,
nach meiner Rückkehr aus Deutschland möchte ich Ihnen noch einmal dafür danken, dass ich Sie habe besuchen dürfen, und Ihnen sagen, wie unendlich leid es mir tut (nein, es ist mehr als leid tun, es ist eine Art Schmerz um unwiderbringlich Verlorenes), dass dieser Besuch so kurz war.

Ich habe noch einmal in Ihrem Buch gelesen und ich habe dabei so viel und so intensiv mit Ihnen gesprochen, dass ich es jetzt wage, in die Einsamkeit Ihres schönen Gartens einzubrechen und Ihnen einige von den Gedanken zu schreiben, die mich nach dieser ganz aufweckenden und mitreissenden Lektüre bewegen.

Ich muss dabei von mir sprechen und von vornherein um Vergebung fragen, aber ich fühle mich sachlich auf dem Gebiet des Judentums so unsicher, dass ich es mich nur vom allerinnersten Kreis des eigenen Lebens aus anzutasten getraue.

Sie haben mich, gnädige Frau, dringend gefragt, warum ich für Deutschland das Wort ›hässlich‹ gebrauche und ich konnte Ihnen keine rechte Antwort geben in den zusammengedrängten Minuten. Sie erwächst mir jetzt, klarer als ich sie allein hätte finden können, aus Ihrem Buch. Denn alles, was bei uns, den deutschen Juden, Geist und Geborgensein im Geiste ist, stammt aus der jüdischen, alles aber was Gestalt und Liebe zur Gestalt ist, aus der deutschen Wurzel. Eine, oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Form aber ist hässlich. Ich meine damit nicht nur die zertrümmerten Städte, ich meine in allererster Linie die deutschen Menschen, die jetzt erst in ihren verhungerten, ausgemergelten, unzufriedenen und oft bösen Gesichtern, die Züge tragen, welche Mord- und Zerstörungslust oder besser vielleicht die Gier nach Selbstvernichtung spiegeln.

Lassen Sie mich Ihnen sagen, warum ich mich trotzdem entschlossen habe wieder unter diesem Volk zu leben. Vollkommen ohne jüdische Bindungen und Traditionen aufgewachsen – und das heisst natürlich auch ohne das Wissen um den Bund mit Gott – hat das jüdische Schicksal mich mit seiner ganzen Wucht getroffen und mich so zerbrochen, dass ich lange Zeit aus nichts anderem heraus die Kraft zum Leben fand als aus meiner Sehnsucht nach dem Tode. Ich bin durch die tiefste Hölle des Zweifels am Sinn, des Verzweifels gegangen. In sechs furchtbar schweren Jahren (sie waren es auch von aussen her: Zuerst die Deportation der Hunderttausend

aus Holland, dann das eigene Untertauchen und zuletzt das Allerschwerste vielleicht: das Ende des Krieges und die Wiederaufnahme der Beziehungen mit den Menschen, die nicht in dem dämonischen Kreis des Bösen mit einbezogen waren und deren Norm nicht der Tod ist), in diesen langen Jahren also habe ich versucht zu lernen Ja zum Leben zu sagen. Wenn ich es jetzt kann (trotz vieler Stunden der Anfechtung), so ist dies wohl nur aus meinem Jüdischsein heraus erklärbar und ich nehme es dankbar hin als das Wunder, das unser stets auf das Aeusserste gerichtete und der Vernichtung preisgegebenes Leben, bewahrt und trägt.

Trotz dieser Erkenntnis ist es mir versagt geblieben, das Volkshafte [sic!] des Judentums für mich zu akzeptieren. Ich sehe, dass es besteht, ich sehe es mit Bewunderung und zuweilen auch mit Neid, aber mein Werden hat sich so weitab von jenen Quellen vollzogen, dass ich den Weg zu ihnen nicht mehr finden kann. Ich habe die Heimat Deutschland verloren und ich habe keine andere dafür gefunden, ich fühle mich als Weltbürger, meine Gesinnung *ist* international. Damit trifft für mich die Gegebenheit zu, die Sie selbst als Basis für die Möglichkeit zur Rückkehr zeichnen. Auch ich glaube nicht, dass wir das Recht oder auch nur die Möglichkeit haben zu richten und zu vergeben. Aber ich glaube, dass ich (und nun muss ich noch einmal um Verzeihung bitten, dass ich von mir schreibe, doch es geht hier um Entscheidungen, bei denen es kein Wir gibt, die jeder für sich allein treffen muss und die ich zu Ihnen, der fast Fremden trage, als spräche ich zu mir selbst, weil durch Ihr Buch so viele heftige Gedanken in mir aufgerufen sind) die Verpflichtung habe, im kleinsten Kreis zu wirken und durch das Da-sein (als Mensch und als Jude Da-sein) das meine tun, um zu versöhnen. Ich meine nämlich, dass durch die durchaus berechnete, aber oft ungeschickte und immer zu direkte Forderung der Welt nach einem Schuldbekenntnis der Deutschen, nichts anders als eine neue Verhärtung ihrer Herzen erreicht werden kann. Sicherlich muss »die deutsche Erde sich selber reinigen«, aber wie der ausgetrocknete Boden des guten Regens bedarf um wieder tragfähig zu werden, so warten die deutschen Menschen – nicht die Nazis, aber die unzähligen, aus Trägheit des Herzens schuldig gewordenen – auf den Bruder von draussen. Solang im Kern von Europa eine verdorrte Wüste ist, wird kein Leben in Frieden möglich sein. Vielleicht ist das Schlimme zu sehr schon angewachsen, wahrscheinlich ist es so, vielleicht ist es Wahnsinn, sich

in den reissenden Strom zu werfen, der unsern armen Erdteil der endgültigen Vernichtung zutreibt, anstatt zu versuchen so schnell wie möglich das andere, rettende Ufer zu gewinnen, aber ist es nicht so, dass wir, die Ueberlebenden, schon zu oft die Schuld auf uns geladen haben, zu meinen, es käme gerade auf uns nicht an?

Doch das alles ist noch nicht Rechtfertigung genug, sondern stammt vielleicht nur aus der sehr vielen Juden und auch mir zugehörenden Neigung das Recht zugunsten des Armen zu beugen. Ich werde für das, was das Ausschlaggebende ist, nie mehr nach einer anderen Formulierung suchen als nach der, die mir in Ihren schönen, erhellenden Worten gegeben ist: »Jede wahrhaftige Verbindung zwischen einem Juden und einem Menschen eines anderen Volkes ist nach dem gewaltsamen Abbrechen des gemeinsamen Grundes, den die Welt mit ihren stärksten Kräften weiter abzubrechen bemüht ist, ein Stückchen aus dem Chaos abgerungene Schöpfung, ein leises Aufdämmern des messianischen Reiches selbst«.

Wieviel stärker wird diese Wahrheit deutlich, wenn es die wahrhaftige Verbindung eines Juden und eines deutschen Menschen, eines Menschen aus dem Land des Feindes aller Feinde betrifft! Es ist die einzig reale Überwindung des Satanischen, nach den Jahren des Unausdenkbaren, inmitten des Chaos Freunde zurückzufinden und auch neuen Menschen zu begegnen, die ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen durch das Grauen hindurchgegangen sind. Ihre Zahl ist nicht klein. Man muss nur den richtigen Ton anschlagen (und der Richtige ist der Selbstverständliche, der nicht richtende und nicht mitleidige), um wieder gemeinsamen Grund, den Grund des nurmenschlichen [sic!] unter den Füßen zu haben.

Es ist vor allem die Gemeinschaft mit einem Menschen, die mich zurückführt und es ist wie ein ewiges Strömen des Lebens selbst, dass es gerade ein Deutscher ist, der mir heute am nächsten steht. Kann es noch ein stärkeres ad absurdum führen des Teuflischen geben? Doch ist es nicht nur dieser eine allein. In aller Wirrnis, allem Schrecken, aller Bösartigkeit habe ich eine ganze Anzahl von Menschen gefunden, die das Ungeheuerliche nicht zerbrochen hat, die verstehen (sobald man nur durch die Kruste gekommen ist, die wie ein Klumpen aus Erde um ihre Herzen liegt) und verstehend hören können. Es ist für einen Schweizer, es ist selbst für einen Holländer, der mehr gelitten hat, nicht schwer menschlich zu sein. Es ist unendlich schwer für die Deutschen, die Gezeichnete sind und

Ausgestossene, Geschlagene und fast Vernichtete. Aber wo aus dem Chaos und dem Hässlichen – vereinzelt zwar und unter gewaltigen Mühen – eine neue Gestalt sich formt, da zu sein und vielleicht Verschüttetes auszugraben ist kein Verrat an den Toten, sondern der tastende Versuch, ihr geliebtes und geheiligttes Leben nicht ganz verwehen zu lassen, solange man selber dauert.

Lange genug habe ich Ihre Zeit in Anspruch genommen, liebe gnädige Frau. Und wie anfangs muss ich auch am Ende um Verzeihung bitten, dass ich mein eigenes Leben ausgebreitet und Ihnen, wenn auch vielleicht nur für einen Augenblick, die Last eines fremden Schicksals aufgeladen habe. Doch es war nicht nur ihr Buch, das mich dazu ermutigt hat, Sie haben mich soviel so gut verstehend gefragt mit Ihren Worten und mehr noch mit Ihren Augen, dass ich dasjenige, was ich in der kurzen Stunde nicht sagen konnte, Ihnen nun schreiben muss. Sie werden es begreifen.

Und so schliesse ich mit nochmaligem Dank – aber das ist ein schon fast überpersönlicher Dank an das Leben, dass es Menschen wie Sie gibt – und den verehrendsten Grüssen.

Ihre Grete Weil¹⁴

Die Margarete Susmans Buch hätten lesen müssen, die Deutschen, haben es kaum getan. Die Todesstarre in den Beziehungen zwischen dem Opfer- und dem Tätervolk ist daran ablesbar, dass Margarete Susman für Jahrzehnte völlig vergessen war und dass Grete Weils Bücher in Deutschland kaum wahrgenommen, um nicht zu sagen ignoriert wurden.

Nicht nur in Deutschland, auch in Israel. Nachdem dieser Brief am 16./17. Juli 1994 in der *Süddeutschen Zeitung*, mit einer kurzen Einführung von mir abgedruckt worden war und auch in Israel Aufsehen erregt hatte, berichtete mir Grete Weil, dass sich das verhaltene bis feindselige Verhältnis dort zu ihr grundlegend veränderte. Der Brief sei in Israel nachgedruckt worden; ihre Bücher fanden erstmals Aufmerksamkeit im dortigen Feuilleton.

Der Nachlass von Grete Weil in der Monacensia enthält in 23 Kassetten 510 Briefe, 80 Manuskripte (davon 25 anderer Autoren), 50 biografische Dokumente, zwei Kassetten Tagebücher und Kalender sowie 207 Fotos und ein bildnerisches Objekt

¹⁴ Nachlass Susman, DLA Marbach.